

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Hoffmann, Bettina
Die Emanzen sind los

Die Gründung des Frauenstaates Lilith

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S.Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Es ist mal wieder Freitag abend, und ich fröne mißgelaunt dem Ritual, dem ich seit über anderthalb Jahren jeden Freitagabend fröne, nämlich nach einer bestimmten Zeitung anzustehen, Wochenendausgabe, in der sich traditionsgemäß die meisten Wohnungsangebote befinden.

Die Schlange vor mir ist unerfreulich lang, die nahegelegenen Telefonzellen sind bereits hoffnungslos von anderen Un- oder Schlechtbehausten blockiert, und die schweigende Menge bewegt sich schrittweise vorwärts in Richtung Handverkäufer. Dieser ist ebenso wortkarg wie seine Kundschaft. Ohne allzu viele Illusionen nimmt sich jede und jeder eine Zeitung, löhnt ein paar Silbermünzen und reiht sich anschließend klaglos in die Schlange vor den Telefonen ein. Wie auf Kommando entfalten die Wartenden dort ihre druckfrischen Blätter, überfliegen die meistens unverschämten Offerten und streichen hier und da eine Annonce an, wissend, daß die meisten in der Schlange ebenso auf der Suche nach einer bezahlbaren Unterkunft sind und daher mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit genau dieselben Angebote ins Auge gefaßt haben. Bei der Besichtigung werden wir uns wiedersehen, alte Hasen kennen sich bereits und begrüßen sich, trotz der objektiv vorhandenen Konkurrenzsituation, mit freundlichem »Hallo«, was an sich nicht verwunderlich ist, da wir die begehrte Wohnung sowieso nicht kriegen werden und daher, aller Politik zum Trotz, eher eine zynische Solidargemeinschaft denn ein Häuflein fäusteschwinrender Konkurrenten sind.

Am Anfang meiner Suche habe ich es noch mit Ehrlichkeit versucht und mich als Studentin mit elterlicher Bürgschaft bei den Wohnungskapitalisten angepriesen. Inzwischen beherrsche auch ich die Regeln der Wohnungssuche, verfüge über einen Ver-

dienstnachweis, den mir ein befreundeter Ladeninhaber ausstellte, über eine Bürgschaft für den Fall der Fälle sowie über ein polizeiliches Führungszeugnis, welches bescheinigt, daß ich weder zu Banküberfällen noch zu räuberischer Erpressung, Pyromanie oder sonstigen gefährlichen und sozial unverträglichen Eigenarten neige. Ich bin weder gerichtsnotorisch, noch sehe ich aus wie eine potentielle Amokläuferin, allerdings habe ich es bislang versäumt, mich sterilisieren zu lassen und dem Wohnungseigentümer ein entsprechendes ärztliches Attest über meine Unfruchtbarkeit zu präsentieren. Wobei ich gewisse Zweifel hege, daß mir das eine Wohnung bescheren würde.

Als ich endlich meine Zeitung in den Händen halte, werfe ich einen kurzen, resignierten Blick auf die Warteschlange vor den Telefonzellen, die mittlerweile Kurven und Zacken aufweist, und dann gehe ich mitsamt den Wohnungsofferten in die nahegelegene Kneipe und bestelle mir erst mal ein Bier. Die Alkoholfahne wird man ja wohl nicht durchs Telefon riechen.

Die Angebote sind genauso dreist und unverschämt wie jede Woche, Ein-Zimmer-Appartements ab achthundert Mark aufwärts, größere Wohnungen kaum, und wenn, dann unbezahlbar oder allenfalls an den Bundespräsidenten nebst Gattin zu vermieten. Oder es drohen Abstandszahlungen von mehreren tausend Mark für den Sperrmüll des Vormieters. Ohnehin sind die meisten Vermieter dazu übergegangen, nur noch unter Chiffre zu inserieren, um sich den Telefonterror durch verzweifelte Wohnungssuchende zu ersparen. Ich habe selbst Dutzende dieser Bewerbungsschreiben verfaßt und gehöre offenkundig nicht zu den Rosinen. Jedenfalls habe ich von keinem dieser Inserenten je eine Antwort erhalten. Während ich noch darüber nachgrüble, ob meine jetzige Wohnung wirklich so furchtbar ist, wie sie mir manchmal vorkommt, erscheint meine Freundin Nina. Unter dem Arm trägt sie – eine Zeitung.

»Hallo«, sage ich, und »hallo«, sagt sie, und dann sehen wir uns an, und zwischen uns steht die Frage, was das alles soll. Ein Akt kollektiver Selbstzerfleischung? Andere Leute gehen Freitag abend in die Kneipe oder ins Kino oder sonstwohin, und was

machen wir? Nina jedenfalls bestellt sich erst mal ein Bier. Sicher auch in der Annahme, daß man die Fahne nicht durchs Telefon riecht.

Man bekommt, überlege ich, allmählich eine ganz eigene Art, die Dinge zu betrachten. Ein befreundeter Amerikaner, unfreiwilliger Teilnehmer am Vietnamkrieg, erzählte mir einmal, daß er es seither nicht mehr lassen könne, seine Umgebung nach strategischen Gesichtspunkten zu überprüfen. Jeder Waldspaziergang wird zur Minensuche. Hier ein möglicher Hinterhalt, der Busch, die Baumgruppe, eine mögliche Deckung, die Lichtung eine Falle. Er könne, meinte er, nicht mehr unbefangen über einen Platz gehen, und die Botanik an sich biete mehr Schrecken als Erbauung. Nein, soweit ist es mit mir noch nicht gediehen, aber ist es noch zu vertreten, wenn sich Wohnungssuchende von A bis Z auf Wohnungseigentümer einstellen, ihre Wünsche und geheimen Vorstellungen zu ergründen suchen und sich alle Mühe geben, diesem Wunschbild Rechnung zu tragen? Es ist demütigend, und es ist vor allem sinnlos, denn alles ist noch immer nicht genug.

»Ich habe«, bricht Nina das Schweigen, »gestern eine Wohnung angesehen.«

Ihr Tonfall läßt ahnen, daß sie dort nicht einziehen wird.

»Und?« frage ich.

»Der Typ suchte eine Pflegerin für seine bettlägerige Mutter. Kostenlos, versteht sich. Ein Zimmer, Bad, Kochnische, fünfhundertfünfzig Mark kalt.«

»Plus Mutterpflege?«

»Logo.«

Ich zucke mit den Schultern, denn Erzählungen über Hausbesitzer, die ihre Mieter als Hauspersonal und kostenlose Arbeitskräfte ansehen, kenne ich übergenug. In der Szene kursieren da die wildesten Gerüchte. Ich selbst bekam schon Angebote als Gärtnerin, Putzfrau, Waschfrau, Köchin und Feierabendnutte, und daher reißt mich Ninas Krankenschwesterstory nicht vom Stuhl. Sie selbst sieht auch eher gelangweilt als empört aus.

»Warum zum Teufel willst du eigentlich umziehen?« fragt sie

mich. »Andere wären glücklich, wenn sie deine Wohnung hätten!«

Einen Moment beschleicht mich ein schlechtes Gewissen, daß ich durch meine Maßlosigkeit zur Verstopfung des Wohnungsmarktes beitrage. Bin ich unbescheiden? Mich bedrängen weder Räumungsklage noch Mieterhöhung, Dach und Wände des Hauses sind vergleichsweise stabil, es fliegt mir kein Putz um die Ohren, und es wurde auch noch kein Passant durch herabstürzende Gebäudeteile getötet. Warum also will ich meine Existenz aufs Spiel setzen und mir eine neue Wohnung suchen?

»Ich habe die letzten beiden Winter bei acht Grad Raumtemperatur verbracht«, bemerke ich schüchtern.

»Ist das alles?«

»Die Wasserleitung war, wie du dich sicher erinnern wirst, sechs Wochen völlig zugefroren, die Außentoiletten in dieser Zeit bis unter den Deckel zugeschissen und nicht mehr zu benutzen. In der Küche kein Tropfen Wasser.«

»Und im Bad?«

Bums, nun hat sie mich. Ich hatte tatsächlich Wasser im Bad. Das liegt daran, daß meine Wohnung aus zwei zusammengelegten Einzimmerplusküchewohnungen besteht. Da ich bei meinem Einzug die Idee, eine Wochentags- und eine Sonntagsküche einzurichten, relativ schnell wieder verworfen hatte und da die ins Hinterhaus ragende Zweitküche überdies weder ein Fenster noch eine sonstige Belüftungsmöglichkeit besitzt, faßte ich rasch den Entschluß, dort ein Bad zu installieren. Aus zweiter Hand kaufte ich also eine Wanne und einen Badeofen, installierte ein Waschbecken und nutzte das Waschbeckenknie als Ablauf für die Badewanne, die sich zu diesem Zweck auf einem etwa einen halben Meter hohen Podest befand – und fertig war das alternative Badezimmer. Nein, eine Heizung gibt es dort natürlich nicht, aber immerhin kann ich, im Gegensatz zu meinen Mitbewohnern, nach etwa anderthalbstündigem Vorheizen ein warmes Bad nehmen. Das Klo dagegen befindet sich im Treppenhaus, und zwar auf der Seite der Wohnung, die zugefroren war.

»Im Bad«, beantworte ich zögernd Ninas Frage, »gab es Wasser. Aber was nützt mir das, wenn meine Fenster von innen zugefroren sind und die Toilette außer Betrieb ist?«

Nina wiegt den Kopf.

»Wie hast du das eigentlich geregelt?«

»Was?«

»Das mit dem Klo.«

»Meine Nachbarn im Hinterhaus haben mir ihren Wohnungsschlüssel gegeben. Die haben Inntoiletten. Und ansonsten habe ich mich so oft wie möglich an der Uni herumgedrückt. Ich habe noch nie so fleißig studiert wie in diesen beiden Wintern.«

»Du bist zu beneiden. Was willst du eigentlich noch?«

»Eine Wohnung mit funktionierender Heizung, wo ab und zu die Sonne hereinschaut, mit Bad und Klo und Küche, in zentraler Lage und bezahlbar.«

»Das wär's?«

»Das wär's.«

Nina sieht mich an, als sei ich nicht ganz zurechnungsfähig.

»Warum willst du eigentlich umziehen?« gehe ich in die Offensive.

»Ist ein bißchen eng bei Beate.«

Nina war vor ein paar Monaten dem heiteren Mieterdreierlei zum Opfer gefallen: Eigenbedarf. Kündigung. Rauswurf. Seither wohnt sie bei Beate.

Sie wirft einen Blick auf meine aufgeschlagene Zeitung und die wenigen angestrichenen Inserate.

»Irgendwas Lohnendes dabei?«

»Die meisten Chiffre, wie immer. Sieh selbst.«

Ich schiebe ihr die Zeitung rüber. Sie liest mit hochgezogenen Augenbrauen. Ich sehe aus dem Kneipenfenster auf die noch immer enorme Warteschlange vor den Telefonzellen, sehe dann auf die Uhr, es ist kurz nach elf und damit sowieso zu spät, um noch irgendwo anzurufen. Mit Todesverachtung bestelle ich mein drittes Bier. Isa taucht auf, auch mit einer Zeitung unter dem Arm. Sie steuert auf unseren Tisch zu.

»Du auch?« begrüße ich sie müde.

»Wieso?« fragt Nina, die Isa erst vor kurzem beim Renovieren geholfen hat.

»Was ist mit Horst?« lege ich nach.

Isa bestellt einen Campari und sagt dann: »Er ist übergeschnappt.«

Das war er wohl schon immer, denke ich. Ich konnte ohnehin nie verstehen, was Isa an ihm fand. Horst ist einer von diesen aalglatten Zweireihern, die zwar recht nett aussehen, aber nicht mit der Wimper zucken, wenn es darum geht, einen Artgenossen auszubooten. Pech gehabt, mein Freund, so ist der Wettbewerb, und wo es Sieger gibt, gibt es notwendigerweise Verlierer. Leider gehört Horst immer zu den Siegern. Ich hätte es ihm gegönnt, mal so richtig satt auf die Schnauze zu fallen. Aber was nicht ist, kann ja noch werden. Nun ist er also übergeschnappt. Mein Mitgefühl hält sich in Grenzen.

»Was ist passiert?« frage ich.

»Er will wieder Mann sein«, sagt Isa.

»Oho.« Das war Nina.

»Er hat die Nase voll von der, Zitat, Emanzenscheiße, von dem, Zitat, dummen Gelaber. Er hat es satt, sich kleinmachen zu lassen und sich meine ständigen, Zitat, Nörgeleien über sich und sein Verhalten anzuhören. Er liebt Freiheit und Abenteuer, das sei etwas Ur-Männliches, ein Ur-Bedürfnis jedes gesunden und seelisch nicht völlig verkrüppelten Mannes, und darauf habe ich mich einzustellen, oder es ist aus.«

»Und?« frage ich.

»Es ist aus«, antwortet Isa. »Mit der Rambo-Nummer kann er anderswo landen. Mir jedenfalls reicht's.«

»Bravo«, lobt Nina.

»Nächstes Wochenende«, kichert Isa, »geht er zu einem Workshop irgendwo im Wald. Dort will er zusammen mit anderen Männern den Wilden in sich finden und rauslassen.«

»Prost Mahlzeit«, brumme ich.

»Mit Lagerfeuer, Trommeln und Zelten. Und Würmer fressen sie da, glaube ich, auch.«

»Eine echte Pfadfinderidylle«, bemerkt Nina.

»Ist er dafür nicht etwas zu alt?« frage ich.

»Manche von denen sind schon im Rentenalter«, grinst Isa, und wir haben anscheinend alle den gleichen Gedanken.

»Ich bin dafür«, sage ich, schon etwas angeheitert, »ein ausreichend großes Reservat abzustecken, das Ganze bombenfest zu überdachen und alle Männer dort hineinzusetzen. Dann können sie ungehindert Krieg spielen oder Tarzan oder Jack the Ripper, sie können ihre Umwelt verpestern, Autorennen veranstalten, sich wichtig fühlen und sich gegenseitig mit gelehrten Reden oder Machtintrigen beeindrucken. Keine Frau würde sie vermissen, und wir hätten endlich unsere Ruhe.«

»Wo ist die nächste Betonfabrik?« fragt Nina.

Ich ahne, daß ich heute abend keine Wohnung mehr finde, und bestelle noch ein Bier.

»Warum zieht eigentlich Horst nicht aus?« frage ich.

»Sehr einfach. Er hat mir seine Bedingungen mitgeteilt, und damit ist der Fall für ihn erledigt. Und falls mir das nicht paßt, kann ich gehen. Natürlich könnte, rein hypothetisch, auch er ausziehen. Tut er aber nicht, denn die Wohnung gefällt ihm, und er weiß, daß er etwas Vergleichbares zu diesem Preis und in dieser Lage so schnell nicht findet.«

»Habt ihr die Wohnung zusammen gemietet?« will Nina wissen.

»Ja. Aber das nützt mir nicht viel. Horst hat ein fünfstelliges Monatsgehalt. Ich halte dagegen: sechs Semester Zahnmedizin und einen Aushilfsjob als Serviererin. Was meint ihr wohl, für wen sich da der Hausbesitzer im Zweifelsfall entscheidet?«

»Immer das gleiche«, meint Nina frustriert und bestellt noch ein Bier.

Ein taz-Handverkäufer macht die Runde in der Kneipe.

»Die Tageszeitung. Die Tageszeitung.«

Ich kaufe eine. Schlage automatisch die Seite mit den lokalen Anzeigen auf und entdecke ein Inserat des Frauenzentrums, in dem auf das bevorstehende internationale Frauensymposium hingewiesen wird. Das Ganze steht unter dem Motto: »Wege aus der

Krise der Frauenbewegung«. Eine geplante Arbeitsgruppe will sich unter dem Stichwort »Frauen machen Staat« Gedanken über die Gründung eines autonomen Frauenstaates machen. Ich bin platt. Obwohl mir subversive Ideen nicht eben fern sind, ist mir ein derart kühner Gedanke bislang noch nicht gekommen.

Endlich mal etwas Praktisches! Es ist unsäglich anstrengend, Frauen immer nur über ihren Horst, Felix, Klaus oder wie sie alle heißen mögen jammern zu hören. Horstfelixklaus wird sich nicht ändern, egal, wieviel Isasabinecarola auch heult und bittet, denn er hat keinen Grund dazu. Er fühlt sich wohl in seiner Rolle. Ich würde mich auch wohl fühlen, wenn ich abends heimkäme, mein Bett wäre gemacht, warmes Essen stünde auf dem Tisch, meine Wäsche läge gewaschen und gebügelt im Schrank, und ich könnte mich nach getaner und bezahlter Acht-Stunden-Arbeit aufs Sofa legen, den Tag überdenken und mich ausruhen.

Horstfelixklaus verschwendet keinen Gedanken an die Arbeit, die Isasabinecarola, un- oder schlechtbezahlt, während des Tages verrichtet hat. Er stellt seinen Aktenkoffer in die Ecke, entledigt sich seines Jacketts und erzählt seiner mit weit offenen Ohren lauschenden Liebsten, was für Heldentaten er im Verlauf des Tages vollbracht hat. Je nach Lage seiner Tischmanieren schlingt er dann das Essen hinunter oder genießt es nach Art des Gourmets, vielleicht trocknet er anschließend das von Isasabinecarola gespülte Geschirr ab, und dann gehört der Feierabend ihm. Sein Turteltäubchen hält etwa vorhandene Kinder von ihm fern, schließlich ist Papi müde, oder er hat noch wichtige Arbeiten in seinem Aktenköfferchen. Vielleicht muß er auch noch dringend zu einer Vereinssitzung, denn er ist dort Schriftführer, Kassenswart oder Erster Vorsitzender.

Isasabinecarola ist zwar diffus verärgert, daß er sowenig Zeit für sie hat, und sie wird das Gefühl nicht los, daß sie viel mehr arbeitet als er und trotzdem kaum eigenes Geld hat, aber sie hat keine Idee, wie man diesen Zustand ändern könnte. Horstfelixklaus versteht sie nämlich nicht.

Mit einem Gehörschaden hat das eigentlich nichts zu tun, sondern vielmehr mit technischen Problemen bei der Nachrichten-

übermittlung vom Frauenmund ins Männerhirn. Dort nämlich ist ein Schaltkreis unterbrochen, und der Fehler läßt sich trotz intensiver Suche und sorgfältiger Reparaturanstrengungen nicht beheben. So kommt es, daß Horstfelixklaus, der im Beruf die schwierigsten Probleme mit einem gerüttelt Maß an logischem Denkvermögen und Kreativität zur Freude seines Chefs im Nu in den Griff bekommt, im Falle Isasabinecarolas den Kopf schüttelt und selbst bei klarster logischer Argumentation und unwiderlegbarer Beweisführung erklärt, er könne sie nicht verstehen.

Manchmal geht er auch ganz raffiniert vor und beweist Isasabinecarola, daß auch er, aufgrund von allerlei Sachzwängen, die er nicht zu verantworten habe und die er überdies in höchstem Maße bedauere, ein Opfer struktureller Gewalt sei. Wenn er nämlich könnte, wie er wollte, dann würde er selbstverständlich weitaus aktiver an Hausarbeit und Kinderbetreuung partizipieren, als das gegenwärtig der Fall sei, aber leider, und daran sei der Chef schuld, fresse ihn sein Beruf vollkommen auf. Wenn ihm Isasabinecarola dann vorrechnet, was er, auch unter den gegebenen Bedingungen, alles tun könnte, zum Beispiel samstags das Bad putzen, dann aktiviert sich wie von Zauberhand wieder der defekte Schaltkreis in seinem Hirn, und er schaut verständnislos, und seine Ohren sind voll Wachs.

Ich hätte auch gern jemanden, der meine Wohnung putzt, kostenlos, versteht sich, der meine Wäsche wäscht und bügelt, für mich einkauft, kocht und spült und Alltagsärgernisse von mir fernhält, so daß ich den Rücken freihabe und mich den Dingen widmen kann, die mir wichtig sind und die mir eine gesicherte Existenz eintragen. Natürlich habe ich niemanden, der all das für mich tut und mich dafür auch noch liebt und bewundert, und ich kenne auch keine andere Frau, gleich in welcher beruflichen Position, die über solch eine Perle verfügt. Wenn ich mufflig und grob bin, heißt es nicht, »die Frauen sind eben so«, sondern die Leute sind beleidigt, und ich muß sehen, wie ich das wieder hinbiege. Und gepflegt hat mich, abgesehen von bezahlten Krankenhauskräften, auch noch kein Mann, wenn ich krank war.

Warum also sollten Männer auf all das verzichten, solange sie es ohne größeren Aufwand geboten bekommen? Sie hätten, aus ihrer Sicht betrachtet, nichts als Nachteile davon. Sie müßten Arbeit leisten, die ihnen kein anerkennendes Schulterklopfen einträgt, statt Prestige eher Hohn hervorruft und die, von alledem abgesehen, ausgesprochen kräftezehrend ist. Oder macht es etwa Spaß, im Feierabendstreß einzukaufen, tütenbeladen von Geschäft zu Geschäft zu keuchen, daheim angekommen, die Küche in einen akzeptablen Zustand zu versetzen, das Abendessen für die Lieben zu richten, festzustellen, daß Klein-Kläuschen den Honig über dem Sofa ausgegossen und seine Spielsachen quer durch die Wohnung verteilt hat, und dazu noch hübsch, adrett und voll zufrieden auszusehen? Nein, das macht keinen Spaß. Und daher ist es sehr viel ökonomischer, der Liebsten ab und an ein wohlwollendes Lächeln zu schenken, ihr ewige Liebe zu schwören und sie weiter für sich schufteten zu lassen.

Und solange wir blöde genug sind, das nicht sehen zu wollen und uns mit Floskeln abpeisen zu lassen, wird sich daran auch nichts ändern. Gar nichts. Mann wird weiterhin von Gleichberechtigung faseln, und wir werden dazu mit den Köpfen nicken und dieses System durch unsere kooperative Mitarbeit stützen.

Daher bin ich für den Ausstieg aus der Männergesellschaft. Gnadenlos. Keine Unterstützung mehr, keine Seelenmassage, keine Sklavendienste. Nur ist das leider sehr schwierig, denn das Geld ist auf ihrer Seite. Siehe Isa. Ich frage mich, wie viele Frauen aus rein ökonomischen Gründen gezwungen sind, es bei ihren Männern auszuhalten.

Nehmen wir mal eine Frau ohne Beruf mit zwei kleinen Kindern. Abgesehen davon, daß sie nie eine Wohnung finden wird, droht ihr das soziale Aus. Sozialamt. Wohngeld. Naserümpfen. Also hält sie ihren Herbert oder Gustav bei Laune und darf dafür in einer hübschen Wohnung leben, zweimal im Jahr nach Spanien oder Italien fahren, vielleicht schenkt er ihr großzügigerweise einen Kleinwagen, und sie darf sich in seinem Glanze sonnen. Macht er Karriere, steigt ihr Ansehen, und sie kauft im Feinkostladen ein. Oder sie macht, Gipfel der Mittelstandsfami-